

Den Zuhörern, denen Jesus dieses Gleichnis damals erzählt hat, war einiges ganz selbstverständlich bekannt, was uns heute weitgehend fremd, aber für das Verständnis dieses Gleichnisses nicht unwichtig ist.

Dieses „Unkraut“, das da ein Feind unter den Weizen gesät hat, ist nicht irgendetwas; im griechischen Originaltext ist hier die Rede von „Zizania“, bei uns bekannt als „Lolch“, oder auch „Taumelloch“. Dabei handelt es sich um eine Pflanze, die dem Weizen zum Verwecheln ähnlich sieht. Erst, wenn das Getreide reif ist, kann man Unterschiede feststellen; während beim Weizen sich die Ähre durch das Gewicht der Körner senkt, bleibt der Lolch immer aufrecht. Weil der Lolch sich aber auch sehr oft mit einer bestimmten Pilzart verbindet, ist er hochgiftig, was zu Störungen des Nervensystems führt wie z.B. Gleichgewichtsstörungen, weshalb er auch „Taumelloch“ heißt; er kann manchmal sogar tödlich sein. Weil aber eine präzise Unterscheidung erst zurzeit der Ernte möglich ist, und diese gefährliche Pflanze mit ihrem Wurzelwerk sich eng mit dem Weizen verbindet, verbietet sich jegliches Ausreißen vor der Ernte.

Für eine Auslegung dieses Gleichnisses ist es jetzt aber auch noch unverzichtbar, die Situation anzuschauen, in die hinein es gesprochen wird.

Zurzeit Jesu gab es in Qumran am Toten Meer eine Gruppe von besonders frommen Juden, die sog. Essener, die sich als religiöse Elite Israels verstanden und deshalb alles Fehlerhafte und Unvollkommene rigoros aussonderten. Fachleute nehmen sogar an, dass Jesus selber vermutlich ein Zeitlang dazugehörte haben könnte, und dass vor allem Johannes der Täufer mit ihnen in Verbindung stand. Jedenfalls gab es auch in manchen christlichen Gemeinden nach Ostern die Gefahr, sich in eine ähnliche Richtung zu entwickeln.

Nun hatte Jesus mit seiner Verkündigung vom Reich Gottes die Fundamente einer völlig neuen Art von Gemeinschaft gestiftet, die von den Jüngern in gelebte Praxis umgesetzt wurden. Dabei wurden Dinge möglich, über die selbst wir heute nur ehrfürchtig staunen können. Für die Menschen damals war das ein Stück Himmel, das bereits jetzt konkret erlebbar geworden ist. Genau das war dieser Samen, den Jesus ausgesät hatte, und der anfing, Frucht zu bringen.

Doch selbst die Apostelgeschichte verschweigt nicht, dass es immer wieder auch mal Probleme gab. Die alte Lebensweise, wie sie außerhalb dieser Gemeinden gang und gäbe war, und von dem meisten Mitgliedern zuvor ja bereits jahrelang gepflegt worden ist, brach immer wieder einmal durch; da ging es plötzlich wieder um Stellung, Ansehen, da fing auch wieder dieses Ringen um Machtpositionen an, das ein ungeheuer zerstörerisches Potential entfalten kann. Genau das ist gemeint mit dem „Feind“, der das Unkraut unter den Weizen gesät hat.

Doch was ist jetzt zu tun? Soll man das Unkraut ausreißen? Soll man die, die nicht in dieses Idealbild von Gemeinde passen, rauswerfen, sie ausschließen?

Genau hier gibt dieses Gleichnis Jesu eine klare Antwort. Jesus warnt damit eindringlich davor, Unkraut auszureisen, und das aus mehreren Gründen:

- Zum einen ist es gar nicht möglich, Unkraut und Weizen genau auseinanderzuhalten. Was wie Unkraut aussieht, das kann vielleicht hervorragender Weizen sein. Der Apostel Paulus z.B. war, als er noch Christen verfolgte, ganz sicher hochgefährliches Unkraut; doch aus diesem Unkraut wurde der größte Missionar der Urkirche. Die Entscheidung über Weizen oder Unkraut fällt erst bei der Ernte, und die ist ausschließlich Sache des Gutsherrn und seiner Schnitter, aber nicht der Knechte.
- Selbst dann, wenn es ganz sicher wäre, dass es sich um Unkraut handelt, verbietet sich das Ausreißen, weil dieses immer damit verbunden ist, dass auch Weizen ausgerissen wird. Ja, es ist sogar ausgesprochen gefährlich, sich ausschließlich auf die Beseitigung des Unkrauts zu konzentrieren, denn dabei wird die Gefährdung des Weizens billigend in Kauf genommen; und dieser ist doch schließlich wichtiger als das Unkraut.

Da bedeutet jetzt nicht, dass man alles wortlos ertragen und erdulden muss. Jesus selber hat anderer Stelle sehr klar darauf hingewiesen, dass es sogar ein Akt der Liebe ist, wenn man andere auf ihre Fehler aufmerksam macht, allerdings so, dass diese es auch annehmen können. Ein paar Kapitel weiter im Matthäusevangelium z.B. heißt es: „Wenn dein Bruder gegen dich sündigt, dann geh und weise ihn unter vier Augen zurecht. Hört er auf dich, dann hast du deinen Bruder zurückgewonnen. Hört er aber nicht auf dich, dann nimm einen oder zwei mit dir, damit die ganze Sache durch die Aussage von zwei oder drei Zeugen entschieden werde. Hört er auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde! Hört er aber auch auf die Gemeinde nicht, dann sei er für dich wie ein Heide oder Zöllner.“ (Mt 18,15-17)

Eine christliche Gemeinde war damals keine Elitetruppe von 100%igen Jesusnachfolgern. Und sie ist es auch bis heute nicht. Und das ist gut so, denn das hat Jesus auch gar nicht gewollt. Glaube ist ja nichts Fixes, sondern ist ein Prozess, ist ständig in Entwicklung; folglich gibt es immer auch gleichzeitig unterschiedliche Entwicklungsstufen. In der Kirche ist Platz für die je eigene Glaubensstufe. Und diese Tatsache gilt es, unbedingt ernst zu nehmen. Genau darauf macht Jesus mit diesem Gleichnis ja höchstpersönlich aufmerksam.

Doch wenn diese Tatsache wirklich ernst genommen werden würde, dann müsste es in unserer Kirche folglich auch viel mehr Formen geben, in denen der Glaube der jeweiligen Situation entsprechend ausgedrückt werden kann. Doch genau dies gibt es nicht. Es gibt fast nur die Sakramente, die Hochformen des Glaubens, die aber die jeweilige Ausgangssituation des Empfängers gar nicht ernst nimmt, gar nicht ernst nehmen darf.

Die Folge davon ist, dass einerseits der Mensch in seiner aktuellen Situation nicht ernstgenommen wird, und andererseits dabei gleichzeitig die Sakramente entwertet werden. Und das kann auf Dauer nicht gut gehen.